geht das gemeinsame Gut [6]) verloren. So geschieht es ihnen denn, daß sie fortwährend in Zwist sind, indem Jeder den Andern zwingen möchte, gerecht zu handeln, aber Keiner selbst gerecht handeln will.

Siebentes Kapitel.

Es ist ein Erfahrungssatz, daß Wohlthäter die Gegenstände ihres Wohlthuns mehr lieben, als diese Letzteren ihre Wohlthäter, und man forscht darüber nach, als über etwas der Vernunft der Dinge Zuwiderlaufendes.

Die meisten Philosophen sind der Ansicht, der Grund liege darin, daß die Einen Schuldner, die Andern Gläubiger seien. Sowie also bei den wirklichen Darlehnsverhältnissen die Schuldner allerdings wünschen, daß es keine Gläubiger geben möchte, denen sie schuldeten; während die, welche das Darlehn gemacht haben, sogar sehr wesentlich besorgt sind, daß es ihren Schuldnern gut gehe, so wünschten auch die Wohlthäter, ihre Schützlinge wohlerhalten zu sehen, um einst von ihnen gebührende Dankbeweise zu erndten, während diesen die Abtragung ihrer Dankesschuld durchaus nicht am Herzen liege. Epicharmos [1]) würde nun wahrscheinlich sagen: eine solche Ansicht habe „in der Schwarzseherei" derer, die sie hegen, ihren Grund. Aber etwas in der Menschennatur Begründetes hat sie dennoch; denn die meisten Menschen vergessen leicht, und wollen weit lieber Gutes empfangen als thun [2]).

---

[6]) D. h. dasjenige, um das es beiden Theilen zu thun ist.

[1]) Epicharmos, dramat. Dichter des 5. Jahrhunderts, als feiner Menschenkenner von Plato und Aristoteles gerühmt, Vorbild des Horaz (s. Schmid zu Horat. Episteln II, 1, 58).

[2]) Vgl. oben IV, Kap. 3, §. 25. und Kap. 1, §. 37. Auch dem Aristoteles, wie allen großen Menschen, ist also diese traurige Erfahrung nicht erspart worden, die unser Goethe in so manchem schwermüthigem Worte ausspricht:

Wirf deine Kuchen in das Meer!
Sieht es der Fisch nicht, sieht's der Herr.

Aristoteles selbst kommt auf diesen Gedanken von der Undankbarkeit und dem

2. Meiner Ansicht nach dürfte indeß die Ursache jener oben erwähnten Erscheinung doch wohl noch tiefer in der Natur der Dinge liegen und keineswegs dem Verhältnisse zwischen Gläubigern und Schuldnern entsprechen; denn zwischen diesen letztern findet überhaupt gar kein Verhältniß der Liebe statt, sondern nur auf der Seite des Gläubigers der Wunsch, den Andern erhalten zu sehen, damit er sein Geld von ihm wiederbekomme. Leute dagegen, welche Andern wohlgethan haben, empfinden Liebe und Zuneigung für die, denen sie Gutes erwiesen haben, auch wenn diese ihnen in keiner Hinsicht von Nutzen sind, noch in Zukunft nützlich werden dürften. — 3. Dasselbe trifft auch bei den Künstlern zu, wo auch ein Jeder sein eigenes Werk mehr liebt, als er von seinem Werke, wenn es Seele erhielte, geliebt werden dürfte [3]). Nirgends aber trifft das wohl in solchem Grade zu, wie bei den Poeten; denn diese haben eine übermäßige Liebe für ihre Poesien, und hegen und pflegen sie wie ihre Kinder [4]).

4. Einer solchen Zuneigung nun gleicht auch die der Wohlthäter. Der Gegenstand ihres Wohlthuns ist nämlich gleichsam ihr Werk, das sie also natürlich in höherem Grade lieben, als das Werk seinen Schöpfer. Und hiervon liegt die Ursache wieder darin, daß das Sein allen Menschen wünschenswerth und lieb ist. Wir sind

---

kurzen Gedächtnisse der meisten Menschen mehrmals zurück. Vgl. VIII, Kap. 13, §. 8, und er hatte seine Ursache dazu. Man sehe meine Aristotelia Th. I, S. 181. und Th. II, S. 220.

3) Vgl. oben IV, Kap. 1, §. 20.

4) Vgl. Cicero's Tuskulanen V, 22, 63. Plato, Staat I, p. 330. c. In demselben Sinne räth Don Quixote einem jungen Dichter, sich bei seinen Poesien mehr auf das Urtheil Anderer, als auf sein eigenes zu verlassen. „Denn (fährt er fort) Väter und Mütter finden ihre Kinder nie häßlich, und bei den Sprößlingen des Geistes findet diese Verblendung im höchsten Grade statt!" — Warum aber werden grade die Dichter vor andern schaffenden Künstlern hier bei Aristoteles genannt? Diese Frage beantwortet der freisinnige Florentiner Donatus Acciaiolius (Commentar. p. 780) folgendermaßen: „Die bildenden Künstler haben es mit Stoffen zu thun, die ihnen selbst äußerlich sind, und denen sie eben nur Form geben. Ihr Werk ist daher nicht ganz ihr eigenes Selbst. Die Dichter dagegen nehmen ihren Stoff aus sich selbst, und sind im vollen Sinne des Wortes Schöpfer (poetae).

aber bloß durch Thätigkeit, d. h. indem wir leben und handeln. Nun ist es aber eben die Thätigkeit, welche dem, der ein Werk schafft, gewissermaßen das Gefühl des Seins und Lebens gibt. Mithin liebt und schätzt ein solcher sein Werk, eben weil er auch das Sein liebt und hochschätzt. Das ist ein Naturgesetz. Denn was ein Wesen **der Möglichkeit nach** (an sich) ist, das gibt erst das von ihm hervorgebrachte Werk als **wirklich** zu erkennen.

5. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Für den Wohlthäter nämlich ist sein Handeln ein schönes, er hat daher auch seine Freude an dem Gegenstande, welcher das Gefäß dieses Schönen ist. Für den Empfänger der Wohlthat dagegen resultirt nichts von dem Schönen, das in dem Geber ist, sondern höchstens nur etwas Nützliches. Dieß ist aber in minderem Grade angenehm und anziehend [5]). — 6. Wer eine gute Handlung thut, hat ferner ein angenehmes Gefühl dabei durch die Thätigkeit im Augenblicke des Vollbringens, er hat ein solches auch schon vor dem Vollbringen durch die Aussicht auf dasselbe und, nachdem sie geschehen ist, in der Erinnerung daran. Das angenehmste Gefühl aber ist das, welches die Thätigkeit selbst begleitet, und dies ist daher auch in gleicher Weise das liebste. Also: wer eine Wohlthat gethan hat, für den ist sein Werk ein bleibendes — denn „das Schöne ist dauernd" [6]); für den Empfänger dahingegen ist das empfangene Nützliche etwas vorübergehendes. Und während die Erinnerung an das Schöne immer angenehm ist, ist es die Erinnerung an das Nützliche durchaus nicht, oder doch in anderem Grade; während es sich mit der Erwartung freilich umgekehrt zu verhalten scheint.

Dazu kommt ferner noch, daß das Lieben als thätiges Thun, das Geliebtwerden dagegen als ein Leiden erscheint. Diejenigen

---

[5]) Der aus tiefster Kenntniß der Menschennatur stammende Spruch, daß „Geben seliger als Nehmen", wird von Aristoteles in seinen letzten Gründen ebenso schön, als tief und treffend entwickelt. Der Geber hat in dem Gegenstande, dem er wohlthut, ein sprechendes Zeugniß seiner sittlich guten und schönen That; auf ihn fällt alles Gute und Edle derselben zurück, dem Andern bleibt nur das Nützliche.

[6]) Vielleicht ein sprichwörtlich gewordenes Dichterwort. S. Aristotelia Th. II, S. 220.

also, auf deren Seite sich vorzugsweise das Handeln befindet, sind damit auch folgerichtig in dem Falle, daß das Lieben und das Beweisen der Liebe vorzugsweise von ihnen ausgeht.

7. Und endlich: Jedermann liebt das am stärksten, was ihm am meisten Mühe gekostet hat, wie denn auch z. B. diejenigen ihr Geld mehr lieben, die es erwerben, als die, welche es ererbt haben [7]). Nun gibt aber wohl Jeder zu, daß Sichwohlthunlassen keine Mühe und Arbeit kostet, Wohlthun dagegen schwer und mühsam ist. Deßhalb sind denn auch die Mütter „kinderliebender" als die Väter [8]); denn das Gebären kostet mehr Mühe und Beschwerden (als das Zeugen); und dazu sind die Mütter gewisser, daß die Kinder ihre eigenen sind. Der erstere Umstand dürfte auch auf die Wohlthäter passen. —

Achtes Kapitel.

Es wird ferner auch die Frage aufgeworfen: ob man sich selbst am meisten lieben müsse, oder einen Andern? [1])

Die Meinung der Menschen scheint sich für das Letztere zu entscheiden, denn man tadelt die, welche sich selbst am meisten lieben, und benennt sie mit dem Schimpfnamen „Eigenliebige", sowie es auch als ausgemacht gilt, daß gerade der schlechte Mensch Alles nur um seinetwillen thut, und zwar, je nichtswürdiger er ist, um so mehr. So ist es denn auch ein gewöhnlicher Vorwurf gegen einen solchen Menschen, daß man von ihm die Redensart braucht: „er thut nicht das Geringste, wobei nicht sein Interesse im Spiel ist". Der Rechtschaffene dagegen, sagt man, sieht bei Allem, was er thut, auf das

---

7) Vgl. oben IV, Kap. 1, §. 20. Platon, Staat I, Kap. 4, p. 330. b. Tacitus, Dialog Kap. 3, und dort die Note von Eckstein.

8) Schon mehrmals bemerkt. S. oben VIII, Kap. 8, §. 3; Kap. 12, §. 2; IX, Kap. 4, §. 1. Der Ausdruck „kinderliebend" zeigt hin auf den Lieblingsdichter des Aristoteles, auf Euripides, der in seiner Tragödie „die Phönikerinnen" sagt (V. 358):

Mit Müh und Schmerz gebiert das Weib das Kind zur Welt,
Drum liebt die Kinder so das weibliche Geschlecht!